

Kulturelles Wort
Redaktion: Ulrich Kühn

Sendung am: 22.05.2021
13.05 – 13.15 Uhr

GEDANKEN ZUR ZEIT

Wir brauchen Kultur – Kultur braucht uns
Von Ulrich Kühn

NDRkultur

**GEDANKEN
ZUR ZEIT**

sonnabends
13.05 – 13.15 Uhr

An- und Abmoderation: Alexander Solloch
Manuskript und Sprechen: Ulrich Kühn

Telefon:
0511 / 988-2321

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Anmoderation:

„Kultur ist ein Lebensmittel“: Beschwörend wird es immer wieder beteuert. Wie ernst dieses Mantra zu nehmen ist, durfte man sich zuletzt aber schon manchmal fragen. Als sich Schauspielprominenz unter dem Motto #allesdichtmachen mit satirischen Videos gegen die Corona-Maßnahmen stellte, wurde der Streit um diese Aktion so geführt, als stünden der Einsatz fürs Überleben der Kultur und der Einsatz fürs Leben selbst in unüberbrückbarem Gegensatz. Dabei braucht eine intakte Gesellschaft Kultur auf allen Ebenen – meint Ulrich Kühn, Leiter der Hauptredaktion Kulturelles Wort von NDR Kultur, in seinem Essay.

Beitrag:

Als ich ein kleines Menschenkind war, erlebte ich etwas Besonderes. Ich strapazierte mein Stimmchen mit hoher Intensität, im Kindergarten und dann auf dem Spielplatz, wo der Fußball rollte. Ich wünschte zum Beispiel den Ball und rief ihn lauthals herbei. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wie man so was macht, ohne heiser zu werden. Ich war also laut und heiser, das wurde zum Dauerzustand, meine Mutter war besorgt. Sie fragte ihren jungen Chorleiter, einen charismatischen Typen, was man mit einem macht, der vom Krakeelen heiser wird. Antwort: „Schicken Sie ihn zu mir.“ Das tat sie. Ich blieb auf Jahrzehnte – und erlebte, was es heißt, eine Lust zu spüren, die so kunstvoll kanalisiert wird, dass was Schönes entstehen kann. Ich verstand nicht gleich, was da geschah. Ich spürte nur, dass es besonders war. Und irgendwann lebensprägend.

In dieser kleinen Geschichte – sie steht für Millionen andere – kommt manches von dem zusammen, was uns zu Menschen macht. Die Lust, sich auszudrücken und mitzuteilen, die Lust am Spiel, an der Körperaktion, das unbändige Vergnügen, wenn man zu spüren beginnt, dass diese Lüste nur Anfänge sind. Fröhliche Unbeholfenheit verwandelt sich ins Empfinden: „Da geht anscheinend mehr.“ Und so wächst eine Glückserfahrung: Wir haben Mittel, die Sehnsucht zu stillen – um neue Sehnsüchte zu gewinnen. Sehnsüchte, die uns lebendig halten als lauschende, sehende, tanzende, aus Trott und Tristesse gelockte Wesen. Wenn wir uns spielerisch selbst erproben, wenn wir andere bestaunen, die uns mit ihrer Kunst in Räusche versetzen, zur Ruhe bringen, ergreifen, beglücken, lachen machen: Das ist das Glück der Kunst, der Kultur. Wir brauchen es. Es wird uns vielleicht erst richtig bewusst, wenn es sich entzieht.

Ist das ein kulturkonservativer Anfall? Eine Attacke auf die Corona-Welt, die uns mit Netflix, Mediatheken und Streams ordentlich durchgefüttert hat? Am Ende ein Hymnus aufs „Eigentliche“, das, wie manche früher meinten, höher sei als alle Zivilisation? Nichts davon. Es ist der Versuch, sich mal nebenbei klarzumachen, was im Guten gemeint sein könnte mit der hohlgekauten Parole: „Kultur ist ein Lebensmittel.“

Fangen wir ein bisschen polemisch an. Wenn Kultur ein Lebensmittel ist – warum lag sie nicht im Supermarktregal, als zu Beginn der Pandemie die Nudeln vergriffen waren? Wollte keiner Kultur nachfüllen? Wo sie doch kurz zuvor für Konsum und Verzehr an jeder Ecke zu haben war? Klar, die Antwort liegt auf der Hand: Es war schwer, oft unmöglich, irgendwo etwas aufzuführen und zum Ereignis im Raum zu machen. Aber ist das die ganze Geschichte? Vielleicht nicht.

Wenn Kultur ein Lebensmittel ist, dann keins, das man sich einverleibt wie einen Burger, um danach zufrieden Bäuerchen zu machen. Wenn Kultur ein Lebensmittel ist, dann als ein Mittel des Lebens – als Medium, das eine Gesellschaft lebendig und beweglich hält. Man könnte sagen: Kultur ist der unverlierbare Faden im Gewebe, Gesellschaft ist von ihr

durchzogen bis in den hintersten Winkel. Wo Kultur sich aufzulösen beginnt, löst auch Gesellschaft sich auf. Sie ist nicht besser als der Rest, nichts Weltenthobenes; sie ist mittendrin. Und wo dieses Mittel des Lebens knapp wird, bekommt die Gesellschaft ein Problem. Wie kann das passieren?

Formulieren wir's positiv: Wo ziviler Umgang herrscht, atmet und lebt Kultur. Wo Kunst auch mal anstößig wird, atmet und lebt Kultur. Wo Moral ein Faktor ist, der das Zusammenleben regelt, aber eher nicht die Wahl des Stoffs für einen neuen Roman: Da ist Kultur lebendig und stark. Hart in der Sache streiten, menschenfreundlich im Ton; sich spielerisch erlauben, Grenzen zu überschreiten; Ernst und Unernst mischen – wohl wissend, dass außerhalb des Spiels die Lüge eine Lüge bleibt: Wenn eine Gesellschaft das kann, hat sie ein ziemlich intaktes Kultur-Gewebe. Und andernfalls eben vielleicht ein Problem.

Es ist ein paar Wochen her, dass 50 deutschsprachige Schauspielerinnen, Schauspieler, auch Regisseure sich an der Aktion #allesdichtmachen versuchten. Man kann diese Videos für mittelmäßig geglückt oder missraten halten, kann die satirisch und pauschal zugespitzten Attacken auf Anti-Corona-Maßnahmen, auf die Berichterstattung „der Medien“ für verzerrt und überzogen, wenig elegant, wehleidig und nicht empathisch halten. Das gehört zum Streit. Natürlich ist Gesellschafts- und Zeitkritik schon mal präziser, treffender, mit schärferem Sinn vorgetragen worden – von den Bildgeschichten Wilhelm Buschs, die sich wenig um Rücksichtnahme oder Korrektheit scherten, über die Unerbittlichkeit eines Karl Kraus bis zu Georg Schramms schroffen Typenparaden. Doch das wütende Tosen heiserer Stimmen auf Twitter, Facebook und Co. wirkte eher wie das Symptom einer seltsamen Zeiterscheinung mit typischem Verlauf.

In Windeseile sah es aus, als hätte man hier Partei zu ergreifen – für auf Intensivstationen um ihr Leben ringende Menschen oder für erfolgsverwöhnte Narzissten. Als stünden der Schutz bedrohten Lebens und der des psychischen Immunsystems in tödlichem Gegensatz. Ein merkwürdig anti-kultureller Affekt brach auf: Manche fanden es schick zu verkünden, Schauspieler seien halt alle dumm. Sowieso habe man die Klappe zu halten, wenn man nichts von der Sache verstehe. Als nähme man selbst nicht permanent Stellung zu allerhand, was man nicht studiert hat, zum Beispiel zu epidemiologischen Fragen. Als wären nicht Kollegen der Künstlerinnen, die während der Pandemie in Verzweiflung stürzten, Experten ihrer Sache. Stattdessen Gift und Galle. Empörung fraß Denken auf. Mit wem sympathisieren die in Wahrheit? Sind die Freund oder Feind?

Die manische Lust an destruktiven Alternativen, von Populisten wie ein Virus in die öffentliche Arena gespuckt, speist sich vermutlich aus mehreren Quellen. Der Islamwissenschaftler Stefan Weidner führt sie zurück auf die Politik der US-amerikanischen Regierung nach den Anschlägen vom 11. September 2001. Damals galt die von Präsident George W. Bush ausgegebene Parole: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.“ Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen identifiziert den unzureichend erlernten Umgang mit den neuen Medien als Ursprung einer „großen Gereiztheit“, die den leiseren Diskurs verdrängt. In 280 Zeichen werden apodiktische Wahrheiten über den Nahost-Konflikt in die Welt posaunt, selbstgewiss, Beifall heischend. Zögern, Zweifeln, Schweigen lassen das Nervensystem kalt. Aber Erregungssüchtige wollen ihren Stoff.

Das sind vermutlich ein paar der Faktoren, die jetzt Diskurse kapern. Der Kunst, im Ganzen der Kultur bekommt das erstaunlich schlecht. Sie müssten eigentlich profitieren, wenn Reibung in der Gesellschaft herrscht: Unbequemes bahnt sich den Weg zur fantastischen Verwandlung durch Kunst. Was aber, wenn die Kunst selbst im Modus des Getöses verhandelt wird? Es bekommt ihr nicht immer wahnsinnig gut, in Moraldiskurse gezerrt zu werden. Es macht sie nicht unbedingt besser, wenn sie freiwillig Spielräume enger macht,

in denen sie stellvertretend für alle laboriert und experimentiert. Schauspielkunst zum Beispiel, die sich nicht erlauben will, dass ein jeder Mensch einen jeden ganz anderen spielt – anders nach Geschlecht oder Alter, sexueller Präferenz, Hautfarbe oder Epoche: Gibt sie nicht Wesentliches auf? Der spielende Mensch, der „Homo ludens“, den der niederländische Kulturhistoriker Johan Huizinga feierte, den Schiller adelte mit dem Gedanken: „Der Mensch ist erst da ganz Mensch, wo er spielt“: Dieses quietschvergnügte, traurige, emsige, träge und durch und durch unvollendete Wesen mag sich doch nicht davon abbringen lassen, mit sich selbst zu jonglieren. Wie soll es sonst was werden mit der Empathie und dem Bekenntnis zur Vielfalt? Kultur trägt Vielfalt in sich, sie braucht dafür keine Proklamation. Man muss ihr aber die Freiheit lassen.

Wenn also das pathetische Plädoyer für Kultur als „Lebensmittel“ ernst gemeint ist, wenn die simple Einsicht gilt, dass zum guten Leben mehr gehört als genug zu essen, ein Dach überm Kopf und das Recht auf Urlaub – wenn das etwas bedeuten soll, reichen Bekenntnisse nicht. Es reicht nicht einmal das nötige Geld, so wichtig die milliardenschweren Unterstützungsangebote des Programms „Neustart Kultur“, so sympathisch und respektabel private und wirtschaftliche Initiativen sind. Kultur soll unbedingt ihre Bühne wiederhaben, wenn die Pandemie vorbei ist. Gern ergänzt um das, was sie sich notgedrungen erobert hat: die Reichweite auf Dauer gestellter Angebote im Netz. Kunst, die uns verblüfft und bewegt, braucht das ganze Spielfeld. Und sie braucht Konzepte, die den neuen Umständen Rechnung tragen. Das wird aber nur funktionieren, wenn der geheime Faden, der das Gesellschaftsgewebe durchzieht, kräftig und haltbar bleibt. Er bleibt es nicht von allein. Deshalb gilt: Kultur braucht uns. Zusätzlich zum unermüdlichen Einsatz derer, die seit Beginn der Pandemie nach neuen Möglichkeiten suchten – backstage, im Management, in den Verlagen, in den öffentlich-rechtlichen Sendern, die, wie wir in diesem Programm, mit Leidenschaft dafür kämpften, dass Kultur besteht, glänzt, tröstet – und diese Zeit überlebt. Kultur braucht uns, denn wir brauchen Kultur. Solange uns dieser unauflöslche Zusammenhang nicht aus den Augen gerät, haben wir vielleicht ein Problem – aber wir können es lösen. Damit auch künftig kleine Menschenkinder ganz besondere Erlebnisse haben.